

Cardenals Rede von Gott

Cardenals Rede von Gott entfaltet sich nicht erst in seinen letzten, ins Kosmische ausgreifenden, grossen Texten. Schon in frühen Gedichten ist alles da, was zu dieser originären Rede von Gott gehört. Ich greife als Beispiel das „Gebet für Marilyn Monroe“ heraus. Da stehen die erstaunlichen Verse: *„Herr, / in dieser Welt, die verseucht ist von Sünde und Radioaktivität / sprichst Du eine kleine Verkäuferin nicht schuldig, / die wie alle kleinen Verkäuferinnen davon träumte, ein Filmstar zu sein“*. In scheinbar leichtem Parlando wird da (betend, würde ich meinen) mit Gott über die tote Marilyn Monroe geredet. Es ist aber mehr als erstaunlich, welche Dimensionen vier Verse eröffnen können: Die soziale Dimension der kleinen Verkäuferin, die Dimension ihrer Wünsche, wie sie anders die Welt, in der sie zu leben hat, für die Kleinen, von unten Kommenden gar nicht zulässt, die tragische Dimension ihres Todes, all das wird hineingestellt, hineingerissen in den Befund über diese Welt. Die Welt ist verseucht; und weil Sünde und Radioaktivität in diesem simplen „und“ zusammen gesehen, benannt werden („*pecados y radioactividad*“), kann weder moralisierend auf die Sünde gezeigt, noch kühl konstatierend von Radioaktivität geredet werden. Welt ist in einem Zustand, wo der Dichter, der Gläubige, der Betende seinem Gott nur sagen kann: Du sprichst sie nicht schuldig, Herr; denn ich weiss, Du bist ein anderer Gott.

Ich bin selbst Laie, Nicht-Theologe, Dichter. Ich bin nicht sicher, ob in meinen Texten von Gott die Rede ist. Aber Cardenals Rede von Gott erreicht mich, wie nur Dichtung mich erreichen kann. Ich habe keinen theologischen Anspruch mit den paar Reflexionen über eine Lektüre. Ich weiss nicht einmal, ob man Cardenal zu recht auch als Theologen bezeichnet - ich wäre da nicht so sicher -, ob er eine Theologie hat und welche Bedeutung ihr zukommt im Rahmen dessen, was man Befreiungstheologie nennt. Ich hätte fast Lust in der Sprache des Subkommandanten Laureano, nach dessen Tod Cardenal das Gedicht „Beschissene Reise“ geschrieben hat, zu sagen: das alles „ist mir scheissegal“. Nicht egal kann mir sein, dass und wie ein Dichter von der anderen Seite der Erdkugel, wo *gerade noch* an Revolution gedacht wird, während wir für so was hier im alten Europa nur noch ein müdes Lächeln haben zu können scheinen, von Gott spricht. Schauen wir also, wie sich das alles beim Subkommandanten Laureano verhält, dessen häufigstes Wort neben seinen liebsten „*revolucion*“ und „*companero*“ nach Cardenals Gedicht „scheissegal“ gewesen war. Wie hielt er, der junge Revolutionär, der den Messen und Auslegungen des Evangeliums in Solentiname folgte, es mit dem Gott des Ernesto Cardenal? Im Gedicht zu seinem Gedächtnis heisst es:

Einmal kommentierte er das Evangelium in der Messe:

„Die Weisen haben Scheisse gebaut, als sie zu Herodes kamen“

Oder seine Zusammenfassung der Heiligen Dreieinigkeit:

„Die drei Scheisskerle sind ein einziger.“

Die Nacht, in der er mir, auf den ruhig daliegenden See blickend, gestand:

„Ich glaube nicht mehr an Gott oder an die ganze Scheisse.

Ich glaube an Gott, aber für mich ist Gott der Mensch.“

Dafür war er nun gestorben, getötet von den Konterrevolutionären, während er in den eigentlichen Tagen der Revolution, die den Tyrannen Somoza gestürzt hatte, im Kugelhagel überlebt hatte. Cardenal stellt sich auf dem Rückflug von einer Mission irgendwo in der Karibik, wo ihn die Nachricht vom Tod Laureano Mairenas erreicht hatte, vor, was ihm der tote Companero sagen würde:

„Dichter, alter Spinner, sag diesen Scheisskerlen, meinen Companeros aus Solentiname, dass mich diese Hurensöhne von Konterrevolutionären umgebracht haben, aber dass es mir scheissegal ist.“

Während das Flugzeug sich bei jeder Zwischenlandung mehr verspätet, ringt Cardenal in wilder Trauer um die Präsenz des Verstorbenen, um diese Präsenz, die sich auf den Aufruf der Revolution immer mit dem einfachen „presente“ erklärt hatte:

Du hast nicht aufgehört zu existieren:
Du hast immer existiert
und wirst immer existieren
(nicht nur in diesem
in allen Universen).

Aber es stimmt,
einmal hast du gelebt,
hast du gedacht,
hast du geliebt.

Und jetzt bist du tot.

Es ist, als seist Du, sagen wir, Erde, oder Stein, was dasselbe ist,
„ein harter Stein, denn er fühlt nichts mehr“.

Aber nein, nichts von hartem Stein,
sehr wohl fühlst du,

dort, über die Lichtgeschwindigkeit hinaus,
von der Grenze des Raums, der die Zeit ist,
völlig bewusst,
Teil des lebendigen Bewusstseins
all dessen, was existiert.

LAUREANO MAIRENA: ER IST UNTER UNS!

Das verfluchte Flugzeug verspätet sich bei jeder Zwischenlandung.
Schon ist es Nacht über dem Meer. Ich kann an nichts anderes denken...

Ich möchte so sterben wie du, Bruder Laureano,
und von dem aus, was wir Himmel nennen, bestellen lassen:
„Ihr verdammten Brüder in Solentiname, der Tod war mir scheissegal.“

Wenn man denn von einer Theologie Ernesto Cardenals reden will, müsste man sagen, diese Verse enthalten alles, was sie im Innersten ausmacht und zusammenhält: Das Himmelreich, das nicht im Himmel oben bleibt, das Handlung werden musste, Revolution, der Tote, der unter uns bleibt, weil er gelebt, gedacht, geliebt, gehandelt hat und jetzt tot ist, Märtyrer der Sache des Volks und gleichzeitig, er selbst als Gestorbener kein Nichts, kein Stein der nichts mehr fühlt, im ganzen kosmischen Raum „all dessen, was existiert“ „völlig bewusst“, - „Bruder Laureano“; und weil er als Toter der Bruder, der

Companero bleibt, darf auch *seine* Sprache nicht übergangen werden, die Sprache des endlich zornig gewordenen Volks, das von der ganzen frommen Scheisse nichts mehr wissen will, bis endlich „Gott der Mensch ist“. Die drei vier, immer wieder kehrenden Bögen - man kann sie mystisch, man kann sie dichterisch nennen oder revolutionär - dieser Cardenalschen Rede von Gott, die alles hineinzusagen, hineinzudichten versucht in die eine grosse „Evolution“, in das Universum das Liebe *ist*, wie es im achten Gesang des Cantico Cosmico heisst! *Aber* ob all der gewaltigen Bögen nie vergisst, dass es der Liebe immer um den Einzelnen geht. Im „Buch von der Liebe“ oder wie es auf Spanisch schöner und konkreter heisst, „Vida en el amor“ heisst es einmal:

Gott liebt uns nicht im Kollektiv, sondern als Einzelwesen. Wir sind eine Auslese aus einer Unzahl von Wesen, und allein die Tatsache, dass wir sind, ist der grösste Beweis der Vorliebe Gottes für uns.

Genau deshalb ist jeder und jede wichtig, die gelebt haben und gestorben sind; oder wie es im Gedicht „Für Donald und Elvis“ heisst, das drei andere Märtyrer erinnert, die mit Laureano an den Gottesdiensten in Solentiname sich in den harten Gesprächen um die Sache Gottes beteiligt hatten und noch während er Revolution umkamen:

Auch die Revolution hat ihre Heiligen und Märtyrer.
Die bäuerliche Stimme Felipes ist auf einer Kassette erhalten,
auch sie ist heilig.

Die andere der drei grossen Inseln heisst Felipe Pena.
Donald, Elvis und Felipe, der ohne Grab starb,
ihr seid nun Heilige
wie jener Heilige, der das Seminar verliess
und sagte, wir alle müssten wie Heilige leben.
Dass nur kein Dogmatiker komme, und sei es der
Erzbischof von Managua,
der leugnet, dass ihr lebt (selbst wenn er es tatsächlich nicht glaubt)
und dass ihr ausserdem heilig seid.

In demselben Gedicht heisst es vor dieser revolutionären Heiligsprechung von Donald, Elvis und Felipe:

Als ich die Gebeine der beiden sah, ausgegraben,
erinnerte ich mich, Donald, dass du in der Messe von
Solentiname gesagt hast,
Auferstehung sei nicht, wenn das Fleisch aus den Gräbern steige,
sondern wenn die eigenen Ueberzeugungen in den anderen überleben.

Cardenal fasst es in der „Litanei von denen, die ihr Leben gaben“ in die drei Verse zusammen:

Du stehst für sie.
Sie haben dich beauftragt,
sie, die ihr Leben gaben.

Nur vor solchem präzisem Hintergrund, in solchem sacrum commercium, wie man früher wohl fromm gesagt hätte, kann dann auch einmal dichterisch der Himmel auf Erden utopisch in der Schönheit der Dinge visioniert werden:

Bruder, es wird Tag. Schau.
Jetzt sehen wir schon den Vulkan Masaya und seinen Rauch
der aufsteigt aus dem Krater, und die Lagune, grün, von Masaya,
dort hinten die Lagune von Apoyo, tiefblau,
die Sierras und Berge himmelfarben
 bis weit in der Ferne, in Wahrheit
 ist unsere Erde himmelfarben,
noch weiter, siehst du, der Pazifik,
 beinahe reiner Himmel unter dem Himmel,
in Wahrheit sind wir im Himmel und wissen es nicht ... (Der neue Morgen)

*

Ich habe Cardenal ausführlich zu Wort kommen lassen. Alle Zitate (ausser dem kurzen aus dem Buch der Liebe, das 1957/58 im Trappistenkloster Gethsemany in Kentucky entstand) stammen aus Gedichten nach 1979, nach dem revolutionären Sturz der Somoza-Diktatur. Mir sind diese Gedichte zwischen 1979 und 1985 die liebsten Texte Cardenals aus zwei Gründen, einem ästhetischen und einem geschichtlich-politischen. In diesen Texten erreicht die Sprache Cardenals eine einmalige Durchsichtigkeit, Luzidität, die bloss einer so dunklen Zeit wie der heutigen schon wieder ‚naiv‘ oder gar ‚triumphalistisch‘ vorkommen mag. Aber die Aesthetik dieser Gedichte entspricht genau dem geschichtlichen Kairos, in dem Cardenal präsent war, als Mitglied der neuen sandinistischen Regierung, als Kulturminister, als Gesandter in den verschiedensten Funktionen seines Landes, als der auch, der sich (für sein Land und seine Revolution) mit dem Frankfurter Friedenspreis 1980 auszeichnen lassen durfte. Es war die Zeit, in der eine Welt anzufangen schien, zu begreifen, was sich in diesem Nicaragua eben abgespielt hatte und dort nun aufgebaut wurde. Von solcher einmaligen Koinzidenz von Aethetik und Geschichte hatte wahrscheinlich vor fast zwei Jahrhunderten ein Hölderlin geträumt, als er seinen Empedokles als Fest-Dichtung für eine geglückte Revolution, die in seinem Land zu seiner Zeit nie stattfinden sollte, zu entwerfen begann. Wahrscheinlich weist Dorothee Sölle in ihrer schönen Anrede an Cardenal diesen deshalb darauf hin, Hölderlin müsste er von den Deutschen lesen. Es ist aber ebenso klar, dass die Texte Cardenals aus dieser Periode ihm aus keinem Himmel einfach zugefallen sind. Sie sind das Resultat eines langen und erstaunlichen Wegs. Im eben erwähnten Text sagt Dorothee Sölle auch: *„Offen gesagt, es graut mir bei dem Gedanken, was aus Dir hätte werden können, Ernesto, ohne die Revolution und wenn wir für den Augenblick eines Gedankenexperiments Gott ausser acht lassen“*.

Schauen wir zurück in diese frühe Periode seines dichterischen Schaffens, wo weder die Revolution noch Gott schon eine Rolle spielten. Lesen wir zwei kurze Texte aus den „Epigrammen“, ein sehr eigenartiges Liebesgedicht und ein Gedicht über den Hass:

Dir, Claudia gebe ich diese Verse, weil du ihre Herrin bist.
Ich habe einfache Verse geschrieben, damit du sie verstehst.
Nur für dich sind sie, doch wenn sie dich nicht interessieren,
werden sie eines Tages vielleicht in ganz Spanischamerika verbreitet...
Und wenn du auch die Liebe verachtetest, die mir diese Zeilen diktierte,
so werden andere von dieser Liebe träumen, für die sie nicht bestimmt war.
Und vielleicht siehst du dann, Claudia, wie diese Verse

(geschrieben, um dich zu erobern) Küsse wecken
in anderen verliebten Paaren, die sie lesen,
die Küsse, die der Dichter in dir nicht weckte.

Natürlich steht ein solcher Text in einer äusserst verfeinerten Tradition von Liebeslyrik, die bis zu Catull und Properz zurückreicht; Cardenal bezieht sich explizit in einem der Epigramme auf Properz. Und natürlich ist es - in grausamer Ironie - so, dass das, was da bleibt, nicht die Liebe ist, sondern einzig die raffinierte Aesthetik des Textes und allenfalls der Name, den der selbstherrliche Dichter zu nennen geruht. Da könnte es einen mit Dorothee Sölle grauen! Mir scheint aber, dass auch in diesen frühen Texten hinter einer reinen Aesthetik der Liebe sowohl eine Erfahrung als auch eine Sehnsucht immer schon durchscheinen, eine Sehnsucht, die Cardenal zu Brüchen und Kühnheiten in seiner Biographie weitertreibt, die man in seiner Umgebung damals von ihm kaum erwartet hätte, und eine Erfahrung, die ihn bei aller Gottesliebe nie vergessen lässt, in welchem Bereich sich Liebe unter Menschen am eminentesten und am gewöhnlichsten abzuspielen pflegt. Noch in den Texten der höchsten mystischen Weltabgeschiedenheit als Novize bei Thomas Merton erinnert sich Cardenal in aller Versenkung in die Mysterien Gottes:

Dabei sind gerade die Menschen, die sich am heftigsten der Liebe, der Romantik oder dem Genuss der Sinne hingeben, auch am meisten befähigt, Gott zu lieben.

Die Grundkondition menschlichen Seins muss weder übersprungen noch vergessen noch verdrängt werden:

Im gleichen Augenblick, in dem der Mensch zu einem vernunftbegabten Leben erwacht, merkt er, dass sein ganzes Leben nichts als Wunsch, Leidenschaft, Hunger und Durst nach Liebe ist.

So wird ein so verrückter Satz wie *Gott ist verrückt vor Liebe* im „Buch von der Liebe“ mindestens lesbar auch für jemanden, der noch nie das Bedürfnis empfand, sich von der Welt in La Trappe zurückzuziehen, vor allem, wenn man mit einem gewissen Staunen erfährt, dass dieser Mystiker und Dichter mit einer menschlichen Psychologie Gottes rechnet, wenn der uns denn liebt:

Ich kenne Deine Reaktionen, weil ich die Psychologie des Verliebten kenne. Meine früheren Lieben haben mich gelehrt, was diese Liebe bedeutet. Ich weiss, wie Du mich liebst, denn auch ich habe geliebt und weiss, was Leidenschaft und Besessenheit ist und Verrücktsein nach jemand. Und Du bist verrückt nach mir und liebst mich mit Besessenheit. ... Eines Tages blieb die Tür zu meiner Seele offen. Oder jemand, der nicht mehr ich bin, hat den Schlüssel und geht ein und aus, wie es ihm passt.

Das ist mindestens schön, und wenn mir auch der Glaube Cardenals in Gethsemany in Kentucky gänzlich fehlte, könnte mir das Buch der Liebe dieses Ernesto Cardenal doch das Buch eines Menschen bleiben. Das scheint mir deshalb wesentlich zu sein, weil Cardenal selbst in seinen reifsten Texten nach 1979 auf diesem, sagen wir mal, biographisch-existenziellen Zusammenhang auf für europäische Ohren fast schon skandalöse Weise besteht. Da erinnert sich Cardenal an einen Auftritt in Hamburg, wo über tausend Menschen seine Gedichte hörten. Während das ganze Auditorium

für den Lesenden im Dunkeln liegt, erscheint im Lichtkreis der auf ihn gerichteten Scheinwerfer eine junge deutsche Frau, auf die er während der ganzen Lesung immer wieder schaut, - weil sie ihn an die erinnert, die er vor dreissig Jahren geliebt hat, und die er, wie es im Gedicht heisst „*losliess, um das Unsichtbare zu umarmen*“. Im Unsichtbaren, könnte man sagen, bleibt über dreissig Jahre die Geliebte so ‚presente‘, das sie im zufällig im selben Lichtkreis sichtbaren Gesicht einer ganz anderen jungen Frau wieder aufscheint. Das ist verständlich und schön. Fast stossend könnte einem das Umgekehrte vorkommen, wenn ihm im Profansten, was ihm in diesem selben Deutschland zufällig auf einer Reise im Jahre 1973 zu Gesicht kam, sofort das Unsichtbar-Göttliche aufscheint. Aber genau dieses Stossende scheint mir zentral zur Cardenalschen Rede von Gott zu gehören. In „Deutschlandreise 73“ im 8. Band des poetischen Werks Cardenals mit dem deutschen Titel „Den Himmel berühren“, der die Gedichte zwischen 1979 und 1985 umfasst, lese ich mit lachendem Staunen inmitten einer äusserst präzisen, scharfsichtigen, tagebuchartig festgehaltenen Rezeption der Bundesrepublik der 70er Jahre (und genau zu der gehörend!) unter anderem folgende Verse:

Auf dem Männerklosett des Flughafengebäudes
ein Automat, der Kondome „High sensibility“ verkauft
weckt in mir die Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott und den Menschen.
Ich bete: Gib mir Sensibilität.

Und dann auf der Buchmesse mit einem Poster von Allende und den „vielen Hitlerbüchern dieses Jahres“:

In einem Buch über Sexualität.
ein Penis in einer Scheide.
Für mich das Bild
- sacramentum -
der Vereinigung Christi mit der Kirche.

Es ärgere sich, wer muss; ich würde meinen, in jedem Fall ein sehr europäischer Aerger!

Doch von diesem Exkurs ins weite Feld der Liebe in den Texten Cardenals zurück zu den Epigrammen und zu einem frühen Bild des Hasses. Das kurze Gedicht hat den umständlich bösen Titel: „Somoza enthüllt Somozas Denkmal im Somozastadion“:

Nicht, weil ich glaube, das Volk setzte mir dieses Denkmal,
ich weiss besser als ihr, dass ich selbst die Order gab.
Noch gebe ich vor, so der Nachwelt erhalten zu bleiben,
denn ich weiss, dass das Volk es eines Tages zerschlagen wird.
Noch weil ich selbst mir im Leben dieses Denkmal
hätte setzen wollen, das ihr im Tod mir nicht setzt:
dieses Denkmal steht hier, weil ich weiss, dass ihr es hasst.

Ich, weil ich weiss, dass ihr mich hasst, liesse sich dieses dichte Epigramm des Bösen nochmals verdichten. Wenn in seiner Abgeschlossenheit im Kloster, ein paar Jahre nach der Niederschrift dieses Epigramms, Cardenal im selben „Buch der Liebe“ auch das Böse zu verstehen versucht, kommt er unter der Kategorie der Sünde zu folgender Aussage:

Sündigen heisst sich sein eigenes, privates Gesetz erlassen wollen und das Gesetz Gottes abschaffen. Die Sünde ist eine Tyrannei, und der Sünder ist sein eigener Diktator. Der heilige Bernhard sagt, Gott ungehorsam sein, bedeutet sein eigener Tyrann sein. Der Verdammte ist ungerecht gegen sich selbst, er hat sein eigenes unschuldiges Sein verdammt, hat für ewig auf Gott verzichtet und es vorgezogen, ein Nichts zu sein. Darum verabscheut Gott den Verdammten, weil der Verdammte sich selbst verabscheut, denn Gott liebt auch den Verdammten unendlich. ... Gott verabscheut den Verdammten, weil Er ihn liebt, und der Verdammte ist ein Feind seiner selbst. Gott liebt das, was der Verdammte ist oder sein sollte, das, was er als Sein in sich hatte, und nun ist er die Verneinung seiner selbst und ein Anti-Sein.

Man merkt es diesem Text des grossen Liebenden an, wie schwer es ihm fällt, die Verdammung zu denken; denn eigentlich ist sie undenkbar, undenkbar auch für Gott. In einer Ontologie der Liebe, wie Cardenal es einmal nennt, und die er im ganzen Prozess des Seins, in der ganzen Evolution des Kosmos, wie sie ihm schon in der mystischen Einkehr der Abgeschiedenheit von der Welt dichterisch erscheint, gelingt ihm nur die gleichsam philosophisch blasse Metapher des sich selbst setzenden „Anti-Seins“. Andere Wörter, „Diktator“, „Tyrann“, sind konkreter, aber sie werden, gemessen am oben zitierten frühen Epigramm aus der bösen Somoza-Realität Managuas, noch metaphorisch gebraucht. Hinter den Metaphern ist in Nicaragua nach wie vor der grausam konkrete Somoza himself, der nach wie vor mit aller Macht und Gewalt durchsetzen kann, dass man ihn hasst: Ich, weil ich weiss, dass ihr mich hasst!

Cardenal blieb nicht im Kloster, aus gesundheitlichen Gründen, wie Thomas Merton sagt, der ein Vorwort zum „Buch von der Liebe“ geschrieben hat. Es gibt neben den gesundheitlichen, wie mir scheint, noch andere Gründe. Ich wage zu ahnen, dass Cardenal wusste, dass das Problem des Bösen für ihn ohne jede Metaphorik nur ausserhalb einer mystischen Abgeschiedenheit von der Welt angegangen werden konnte. In der berühmten „Epistel an Monsignore Casadälga“, aus der der deutsche Theologe Johann Baptist Metz in seiner Laudatio auf den Friedenspreisträger Cardenal 1980 zitiert, sagt er es klar, wie Sprache nun, unmittelbar vor der Revolution angesichts des real Bösen zu sein hat:

Prophet, dort wo der Araguaia und der Xingu sich vereinen
und auch Dichter,
sind Sie die Stimme derer, die ein Heftpflaster auf dem
Mund haben.
Jetzt ist nicht die Zeit für Literaturkritik
noch für surrealistische Gedichte gegen Militärdiktaturen.
Und wozu Metaphern, wenn die Sklaverei keine Metapher ist
und keine Metapher der Tod im Fluss *das Mortes*
und auch nicht die Todesschwadron?

Zu diesem Zeitpunkt seines Schreibens und Tuns wäre für Cardenal sein früheres Epigramm über den Hass Somozas sicher noch ein „surrealistisches Gedicht über Militärdiktaturen“, und - wage ich zu ahnen - zu diesem Zeitpunkt wenigstens des höchsten politischen Ernsts der Lage auch alle andere Metaphorik schlicht hinfällig. In derselben Epistel gibt Cardenal auch den Grund an, warum sich seine Sprache noch einmal so hat radikalieren können, wenn es um die Leiden der Völker unter dem Hass und Selbsthass der Tyrannen und Diktatoren geht. Cardenal hat offenbar in der Zwischenzeit,

nach seiner mystischen Einkehr im Kloster und in der eigenen Seele, verstanden, was der Jesus war, und was sein Kreuz. Verstanden hat er das, wie mir scheint, bei und mit den Bauern von Solentiname. In der Epistel ist das verdichtet in die folgenden Verse:

Für die Kommunisten existiert Gott nicht, sondern die Gerechtigkeit.
Für die Christen existiert Gott nicht ohne die Gerechtigkeit.
Monsignore, wir sind subversiv,
eine geheime Nummer auf einer Karte in Gott weiss welchem Archiv,
Nachfolger des schlecht gekleideten Proletariers und Visionärs, des
professionellen Aufwieglers, hingerichtet als Feind des Systems.
Wie sie wissen, war es eine Folter für die Subversiven,
das Kreuz, für die Politischen, und nicht ein Schmuckstück aus Rubinen
auf der Brust eines Bischofs.

*

Wenn man sich in dieses Meer von Texten einlässt, in diese Vers-Brandungen, die einen Lesenden, eine Lesende mit Erotik, Religion, Revolution, mit den Gebeinen der Opfer, den Fratzen der Tyrannen, mit den tausend Schönheiten der Schöpfung, mit kosmischen Stürmen der Evolution, mit Mythen und Geschichte, die so anders zu laufen scheint als hier in Europa, buchstäblich überspült, kann einem wie mir irgendwann die Frage unausweichlich werden, was ist das für einer, dieser Cardenal, wie ist der geworden, wie kommt der dazu so zu reden, nicht nur, aber auch über Gott, über den Gott von dem ich mindestens die Erinnerung habe, es sei wohl derselbe, von dem auch ich mal hörte? Oder redet der in dem ganzen ungeheuren Kosmos seiner Rede immerzu in allem von Gott? Octavio Paz habe zwar gesagt, dass ein Dichter keine andere Biographie habe als sein Werk, lese ich in einem schönen Essay von José Miguel Oviedo, aber bei Cardenal sei die Versuchung fast unausweichlich auf die besonderen Umstände seines Lebens einzugehen. Für jemanden aus Europa umso mehr, als er unabdinglich festzustellen hat, hier spricht einer aus einem anderen Horizont, aus einer anderen Sphäre. Diese Selbstverständlichkeit, die wir in Europa immer wieder überspringen, die andere Hemispähre, die die Welt anders sieht und ihre Geschichte, die eine andere Weltgeschichte hat als wir. Dorothee Sölle sagt es fein: „*Du bist nicht ganz synchronisierbar, Ernesto.*“ Genau das gilt es festzuhalten, wenn man die trockenen biographischen Daten aufzählt.

Geboren 1925 in Granada/Nicaragua. Literaturstudium in Managua und von 1942 bis 1946 in Mexico. Die ersten Gedichte erscheinen. 1947 bis 1949 studierte Cardenal in New York, 1949 bis 1950 ist er in Europa, in Paris, Italien, Spanien und der Schweiz. Seit 1950 wieder in Nicaragua, wo er als Autor und Herausgeber am literarischen Leben teilnimmt. 1954 beteiligt er sich an der „April-Rebellion“ gegen Somoza. Völlig unerwartet tritt er 1957 ins Trappistenkloster Gethsemany in Kentucky in den USA als Novize ein. Der Novizenmeister ist Thomas Merton. Die hier niedergeschriebenen Betrachtungen erscheinen später als das „Buch von der Liebe“. Cardenal verlässt 1959 Gethsemany und beginnt in Guernavaca in Mexiko Theologie zu studieren. 1961 setzt er die theologischen Studien in Columbien fort und arbeitet als Lehrer in einem Priesterseminar. Hier entstanden Cardenals „Psalmen“. 1965 wird der Vierzigjährige in Managua zum Priester geweiht und noch im selben Jahr gründet er mit anderen zusammen eine klosterähnliche Kommune auf einer Insel im grossen See von Nicaragua, die Kommune unserer Lieben Frau von Solentiname. Hier entsteht das „Evangelium der

Bauern von Solentiname“ aber auch neben vielem anderen der Bericht einer Reise nach Kuba. 1977 geht Cardenal ins Exil. Die Kommune in Solentiname wird durch die Diktatur Somozas zerstört. Cardenal schliesst sich der Sandinistischen Befreiungsfront an, wird zu einem ihrer wichtigen Sprecher. Nach dem Sturz der Diktatur 1979 wird er Kulturminister des neuen nicaraguanischen Staates. 1980 erhält er den Friedenspreis des deutschen Buchhandels in Frankfurt. Er blieb bis 1987 Kulturminister.

An diesem Punkt pflegen die Kurzbiographien jeweils etwas spärlich zu werden. Hat das vielleicht einen tieferen Grund? Nämlich den, dass in der Zwischenzeit Nicaragua, das revolutionäre „Nicaragua libre“ genau so aufgehört hat ein Grund fürs Hoffen zu sein wie das „Cuba libre“? Ich fürchte, ja, und ich befürchte, dass die biographischen Daten auf den Klappentexten der gesammelten Werke Cardenals langsam verkommen zu den Daten eines Grossen der Weltliteratur, der den Höhepunkt seiner Ausstrahlung, den Zenith seiner Rezeption bereits überschritten hat. Wir stellen seine Hauptwerke, etwa den 1995 auf deutsch erschienenen „Cantico Cosmico“, die „Gesänge des Universums“, staunend über die kosmologische Erudiertheit des Dichters, ins Büchergestell. Für die Herausgabe dieses Werks war sogar, wie im Impressum steht, die fachliche Beratung vom Max-Planck-Institut für Astrophysik vonnöten. So einfach ist das alles nicht, wie man hier in Europa meinen könnte! Wir haben zum Beispiel unterschlagen, dass Cardenal seit 1961, also nur zwei Jahre nach seiner mystischen Einkehr in Gethsemany Kentucky sich intensiv mit den prähispanischen Texten, und das heisst denn auch den ausserchristlichen Reden von Gott seines Kontinents zu befassen beginnt, und dass daraus zwei Bände Dichtung entstehen, „Für die Indianer Amerikas“, der erste 1966, ein Jahr nach seiner Priesterweihe, als das Experiment von Solentiname gerade begonnen hatte. Dass im selben Jahr „Die ungewisse Meerenge“ erschien, was nicht nur ein gewaltiges Geschichtsepos Nicaraguas seit der spanischen Eroberung darstellt und des Wahnsinnsexperiments des alten Europas in der ungewissen Meerenge, das heisst, durch die Flüsse und den grossen See von Nicaragua doch noch in den fernen Osten vorzustossen. Wir haben unterschlagen, dass Cardenal in vielen indianischen Reden von Gott einen nicht herrschaftlichen religiösen Diskurs entdeckte, einen andern, als die Geschichte der Christenheit aufführt, mit Ausnahme der zwei drei urchristlichen Jahrhunderte, wie ein venezulanischer Dichter und Gast in Solentiname einmal bitter anmerkt. Wir haben unterschlagen, dass Cardenal noch weiter geht und fast ohne ethnologischen oder anderen wissenschaftlichen Kommentar eine riesige Sammlung der Poesie der Naturvölker vorlegt, damit man prüfen könne, wie von Afrika, über Nordamerika, Lateinamerika, Asien und dem Pazifik die Menschen von und mit ihrem Gott redeten. Wir haben unterschlagen, dass Cardenal all dies in sein Kosmisches Weltepos der Liebe, den „Cantico Cosmico“, einbezieht, hineindichtet, und haben damit nicht zur Kenntnis genommen, dass er zu dieser eminent lateinamerikanischen Tradition gehört, die von Neruda, über Galeano, Jesus Lara und vielen anderen reicht, - integral gehört, zu diesem, mit Neruda zu reden, Canto general, der gegen unsere und in Kenntnis unserer ganzen eurozentrischen Aufgeklärtheit eine andere Geschichte der Welt in Erinnerung ruft. Das Besondere Cardenals in diesem, wie mir scheint, gerade wieder einmal vergessen gehenden Cantico Cosmico oder Canto general von der ‚hinteren‘ Seite der Kugel ist aber wohl seine Rede von Gott. Ich möchte dazu, bevor ich mich in ein paar aufregende Seiten des Bauernevangeliiums von Solentiname vertiefe, zwei Sätze von Dorothee Sölle zitieren: *Auf befremdlich selbstverständliche,*

manchmal geradezu naiv anmutende Weise wird hier von Gott gesprochen, oder richtiger gesagt: mit Gott gerechnet. Seine Abwesenheit wird z.B. niemals als ein metaphysisches Verhängnis der Neuzeit angesehen, immer wieder aber als konkrete Hilflosigkeit der Menschen erfahren. Und dann: Sie (Deine Psalmen) haben mir - theologisch - aus der Verzweiflung über den falschen Gott der Bourgeoisie hinausgeholfen, einem Gott, von dem ich damals immerhin schon wusste, dass er tot war. Ich weiss als Nicht-Theologe gar nichts; ich weiss bloss, dass für mich das mystische „Buch von der Liebe“ aus La Trappe in Kentucky erst wahr wird und konkret im „Evangelium der Bauern von Solentiname“.

*

Von den Tagen Johannes des Täufers bis hierher leidet das Himmelreich Gewalt, und die Gewalt anwenden, versuchen es wegzureissen.

In meiner Bible de Jérusalem steht zu dieser Stelle, Matthäus 11, 12, folgender Kommentar:

Leidet das Himmelreich Gewalt. Der Ausdruck wird verschieden gedeutet. Es kann sich handeln: 1. um die heilige Gewalt derer, die das Gottesreich um den Preis härtester Entsagung an sich reissen; 2. um die böse Gewalt derer, die es mit Waffengewalt aufrichten wollen (die Zeloten); 3. um die Tyrannei der dämonischen Mächte oder ihrer irdischen Helfershelfer, die die Herrschaft dieser Welt behalten und das Anbrechen des Gottesreiches verhindern wollen. Schliesslich wird auch folgende Uebersetzung vorgeschlagen: „bricht sich das Himmelreich Bahn mit Gewalt“, d.h. es setzt sich trotz aller Hindernisse kraftvoll durch.

Cardenal hatte gezögert, diesen Text für eine Diskussion überhaupt auszuwählen. Aber das Problem „Das Himmelreich und die Gewalt“, wie das Tonbandprotokoll über Matthäus 11, 12-19 und Lukas, 16, 16-17 in der Gesamtausgabe des „Evangeliums der Bauern von Solentiname“ überschrieben ist, liess sich weder verdrängen noch vertagen, weil die Zeit reif war. Die traditionell erste Deutung wird zum vorneherein ausgeschlossen,

die Interpretation von den Gewalttätigen, die das Himmelreich dadurch erobern, indem sie sich selbst Gewalt antun, das heisst durch Askese, Opfer, Busse, Fasten und Selbstkasteiungen aller Art. Viele Jahrhunderte hindurch war dies die herkömmliche Interpretation, aber in Wirklichkeit sprach Jesus nie von solchen Sachen. ... Es handelt sich um eine rein individualistische und „geistige“ Auslegung, die jene ins Feld führen, die das Evangelium nicht politisch interpretiert sehen wollen.

Eine solche Auslegung des Himmelreichs ist für Cardenal und die Bauern von Solentiname, die wissen, dass eine Veränderung hienieden ansteht, unbrauchbar und inakzeptabel. Noch inakzeptabler ist es, eine scheinbar dunkle Stelle im Dunkeln zu lassen. Cardenal vermutet:

Vielleicht liess Christus diese Fragen offen, weil er es für richtig hielt; vielleicht meinte er zwei Arten von Gewalt. Und ich dachte auch, warum dieser Text eigentlich, so wie einige behaupten, für alle Zeiten unvertändlich sein soll. Bis heute ist uns noch keine Stelle des Evangeliums untergekommen, die wir nicht

verstanden hätten. Vielleicht wollte Jesus die Frage gerade darum offen lassen, damit wir darüber diskutieren sollten...

Für die Bauern von Solentiname und zukünftigen Revolutionäre und Märtyrer der Revolution ist der Ausgangspunkt absolut klar: die frohe Botschaft ist für sie, sie sind auf der Insel im grossen See von Nicaragua unaufschiebbar aufgefordert, jetzt und dort diskutierend und dann handelnd auf die Frage einzutreten, die *ihnen* und nicht irgend jemandem Jesus offen liess. Und ich im fernen Europa und fern auch vom Glauben dieser Companeros verstehe zum ersten Mal fast, wie überhaupt Evangelium gelesen und rezipiert werden könnte. Bei dem Gottesdienst, in dem es um das Himmelreich und die Gewalt geht, sind Gäste aus Venezuela anwesend, und Antidio vor allem, ein Dichter und Intellektueller, macht der kleinen Versammlung klar, wie sehr ein halber Kontinent bereits darauf wartet, mehr von ihrer Lektüre und Auslegung des Wortes Gottes zu erfahren. Die aufgezeichneten Tonbandprotokolle ihrer Diskussionen verbreiteten sich auf absolut erstaunliche Weise in die abelgensten Winkel Lateinamerikas, wurden zu einer Basis für die Basis, die in Fragen des Himmelreiches schon längst nach Kuba und nun auch nach Nicaragua blickte.

Worum geht es? Es geht um die zwei Arten von Gewalt und um ein ausgezeichnetes Jetzt in der Geschichte. Antidio bringt die zwei Arten von Gewalt auf den Punkt:

Es handelt sich um das, was in Kuba geschehen ist. ... die Gewalt ist eine Art Macht, die eine ungerechte Situation verändern will, während die Macht eine Art Gewalt ist, die nicht will, dass sich eine ungerechte Situation verändert

Die aktuelle politische Situation an einem geschichtlichen Brennpunkt Lateinamerikas erhellt zwar eindeutig die Zweideutigkeit der ganzen Gewaltfrage; und Esperanza, eine der anwesenden Frauen, versteht denn auch sofort:

Von Religion wurde genug gesprochen, aber damit blieb es auch. Aber jetzt, wo wir anfangen, das Evangelium in allen Einzelheiten zu entdecken, muss es notwendigerweise auch Gewalt geben, weil es gegen die Reichen ist, und darum ist es gewalttätig, weil die Reichen sich nicht einfach ihren Reichtum wegnehmen lassen.

Doch die Gemeinde von Solentiname bleibt nicht beim aktuell Offensichtlichen stehen, sie folgt dem Text in seine heilsgeschichtliche Tiefendimension und macht ihn damit überhaupt erst für sich gegenwärtig. Es sind immer wieder gerade die Frauen, die nicht beim Vordergründigen bleiben. Wir werden davon hören. Der Text aber, der Jesu Frage für die Gemeinde geöffnet hat, fährt fort.

Alle Propheten und das Gesetz Mose verkündigten das Reich Gottes bis zur Zeit des Johannes.

Dieses „bis zur Zeit des“ ist nun das, was das Gespräch, eines der erregendsten, von dem ich je gehört habe, umtreibt. Dabei werde ich einer Form der „Naherwartung“ gewahr, wie sie, wie mir vorkommt, nicht allzu häufig in der Geschichte der sogenannten Christenheit sich ereignet hat. Cardinal erläutert zunächst, dass der Gehalt des Reiches Gottes schon bei Moses und den Propheten derselbe war, eine gerechte Gesellschaft nämlich,

oder, wie in diesem Kreis nicht gezögert wird, es beim Namen zu nennen, der perfekte Kommunismus. Der Unterschied besteht in der Zeit, ist einer der Geschichte. Cardenal antwortet der Vermutung Antidios, Johannes habe wohl etwas Neues gebracht:

Unter den „Propheten und dem Gesetz Mose“ verstand man damals, was wir heute unter dem Alten Testament verstehen. Jesus sagt, die Bücher der Propheten und die Bücher Mose (also die ganze Bibel) *sprachen* von diesem Reich, das heißt, sie verkündigten es als das Reich der Zukunft. Bis Johannes der Täufer kam. Von da an ist dieses Reich eine Realität.

Sie fragen sich dann, warum die Realisierung dieser Realität nicht sogleich eingesetzt habe, und Cardenal entwickelt darauf eine eigenartige Geschichtsphilosophie, der es aber gelingt, das Jetzt zwischen Johannes und Jesus, diesen heilsgeschichtlichen Hiatus gleichsam, nach einmal in ihrem jetzigen Lateinamerika, in der Stunde vor der unausweichlichen Revolution für eine endlich gerechte Gesellschaft zu aktualisieren:

Oft genug habe ich mich gefragt, warum es noch nicht da ist. Die einzige Erklärung, die ich dafür finde, ist, dass Jesus in eine Sklavengesellschaft hineingeboren wurde und die Menschheit noch viele andere Etappen durchmachen musste. Wenn Jesus jetzt gekommen wäre, würde dieses Gottesreich, diese perfekte Gesellschaft, in kürzester Zeit eingesetzt worden sein; aber andererseits hätten wir, wenn er nicht damals geboren worden wäre, nicht den sozialen Fortschritt, wie er heute existiert. Er musste in einer Sklavengesellschaft geboren werden und in ihr am Kreuz sterben. Und wir haben es ihm zu verdanken, dass dieses Gottesreich heute einen ganzen Schritt näher ist. Der kubanische Volksheld Marti sagte im vorigen Jahrhundert, die Menschheit habe bereits eine halbe Jakobsleiter hinter sich gebracht. Und von Marti bis heute ist sie noch ein paar Stufen hinaufgestiegen, vor allem in seinem eigenen Land, in Kuba. ... (dieser Text) erscheint mir nicht mehr so dunkel, wie die Sachverständigen behaupten, und wir können anfangen, darüber zu sprechen.

Diese Kühnheit, nicht nur die eigene Geschichte, sondern die Ankunft des Reiches Gottes für sich und jetzt und hier zu fordern ist der Gemeinde auf atemberaubende Weise selbstverständlich. Esperanza, die sofort verstanden hatte, welche Gewalt welcher Macht endlich die Gerechtigkeit hier und jetzt entreissen muss, fügt einen erschütternden Satz an:

So bringt das Evangelium die Gewalt, man muss sie anwenden auch wenn man nicht will.

Darauf folgt ein Wechselgespräch, zwischen Olivia, der zweiten Frau, die jetzt in das Gespräch eingreift, woraus ich ausführlich zitieren möchte:

Cardenal Das ist einleuchtend, was Esperanza sagt. Früher war das Evangelium nicht weiter gefährlich; man dachte sogar, das Himmelreich wäre ein Reich oben im Himmel. Aber mit Johannes und Christus, richtig verstanden, fängt bereits die Gewalt an; die revolutionäre Gewalt und die gegenrevolutionäre Gewalt.

Olivia ... die Gewalt der Liebe und die Gewalt der Gerechtigkeit ...

Cardenal So scheint also Christu gemeint zu haben: „Die Propheten sprachen vom Himmelreich“, das heißt sie *sprachen* nur davon. Aber jetzt ist die Zeit

zum Handeln gekommen; jetzt sind Revolution und Unterdrückung klar voneinander getrennt.

Olivia Aber die revolutionäre Gewalt will mit aller Gewalt aufräumen und Liebe und Brüderlichkeit unter den Menschen schaffen.

Cardenal nennt den Riss, wie er endlich nach zweitausend Jahren ausgerechnet hier in Solentiname so unübersehbar geworden ist, dass er durch keinen schönen Schein, durch keine Ideologie, durch keine frommen Scheisse, mit Laureano, der hier ja anwesend ist, zu sprechen, weggeschwatzt werden kann: *„jetzt sind Revolution und Unterdrückung klar voneinander getrennt“*. Aber die Frau Olivia hat das letzte Wort, indem sie es ausspricht, wozu die Revolution führen muss, nicht ‚nur‘ zur Revolution, sondern zum wirklich realisierten Reich der Liebe. Was sich da in Solentiname im Gespräch über das Himmelreich und die Gewalt ereignet, ist eine Art revolutionäres Mysterium einer neuen Naherwartung, ohne falschen mystischen Attentismus irgendwelcher Art allerdings, sondern mit und in der Entschlossenheit zu handeln, nach Kuba nun möglichst bald auch in Nicaragua. Auf solchem spirituellen Niveau werden auch die folgenden Verse ausgelegt. Wenn es zum Beispiel im Text des Evangeliums heisst: *„Und wenn ihr es glauben wollt, Johannes ist der Prophet Elia, der da kommen soll. Wer Ohren hat zu hören, höre“* -, wird klar verstanden, dass gegen alle Schriftgelehrten der damaligen und der jetzigen Zeit, es eine Angelegenheit des Glauben-*Wollens* ist, dass Johannes wirklich der Elia ist, der vor dem Messias wiederkommen soll. Der Bauer Felipe, der spätere Märtyrer der Revolution, sagt es klar: *„Also, es hing von ihrem Bewusstsein ab.“* Oscar findert: *Diese Worte bedeuten, dass wir kein Brett vor dem Kopf haben sollen, Mensch.* Und Julio, ein anderer aus der Gemeinde, doppelt nach: *„Sie bedeuten, dass Elia immer noch kommen muss. Marx kann ein anderer Elia gewesen sein, wenn wir es glauben wollen.“* Sie haben Ohren, zu hören; und gleichzeitig wissen sie politisch sehr genau, dass ihnen die Ohren auch weggenommen werden können, oder wie Cardenal es formuliert: *„...dass nicht nur die Reichen ihm keine Beachtung schenken, sondern auch nicht die Armen, weil sie selbst an die Ideologie der Reichen glauben.“* Es ist vor allem Antidio, der Gast aus Venezuela, der darauf beharrt, dass man ausgerechnet den Armen über die Jahrhunderte weg die Ohren habe wegnehmen können: *„Die Armen haben keine Bildung, und was man unter Bildung versteht, bedeutet in der Praxis, ein wirklicher, vollständiger Mensch zu sein.“* Cardenal schreibt in Klammer die Anmerkung ins Protokoll: *„ich blicke um mich und sehe, dass viele Tränen in den Augen haben.“!!!*

Man ist, ob gläubig oder nicht, und auch in aller Skepsis, dass nämlich wohl auch in Nicaragua, auch nach 1979 das Reich Gottes wieder mal noch nicht gekommen ist, gerne bei diesen Menschen von Solentiname, gerade weil sie einen in keiner Art Weise dazu einladen, sie zu idealisieren. Und selbstverständlich wäre der Kontext zu der hier, freilich mit voller Absicht herausgegriffenen Passage über die christlichen Dialektiken der Gewalt, das ganze Evangelium der Bauern von Solentiname (nahezu 700 eng gedruckte Seiten!), das gleichsam die ganze Lebenswelt einer iminenten Revolution antizipiert. Ich konfrontiere die Passagen über das Himmelreich und die Gewalt mit wenigen Passagen über die Kreuzigung und gebe dabei hauptsächlich Cardenal das Wort. Theologen mögen dabei befinden, wie ortho- oder wie heterodox das Evangelium von Solentiname gewesen war. Die theologia crucis ist da ja wohl der Prüfstein. Ich muss von mir bekennen, dass mir von Passion und Kreuz in aller christlichen Unterweisung, die mir seit

Kindheit zuteil geworden ist, noch nie so viel und so ergreifend verständlich wurde. Die Gemeinde betrachtet längere Zeit die Frauen, die Jesus auf dem Kreuzweg folgten. Cardenal dazu:

Diese Frauen waren Revolutionärinnen, darum wagten sie es, mit ihm zu gehen und sich mit ihm solidarisch zu erklären. Und unter ihnen war auch seine Mutter, die revolutionärste von allen, die während ihrer Schwangerschaft gesagt hatte: „Er stürzt die Mächtigen von ihrem Thron und erhöht die Niedrigen; die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer.“ Maria war schon eine Revolutionärin und Kommunistin, ehe Jesus geboren war. Sie hatte die Ideen von den Propheten der Bibel, und Jesus trank diese Ideen mit der Muttermilch. Sie war es, die ihn formte und beeinflusste; sie trug in grossem Masse dazu bei, dass er das wurde, was er war, und dass er das Ende nahm, das er jetzt erlitt.

Dann unterhält sich die Gemeinde über die Rede Jesu an die Frauen:

Jesus wandte sich an die Frauen und sagte: Ihr Frauen von Jerusalem, weint nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder. Denn es wird eine Zeit kommen, in der man sagt: Die Frauen sind glücklich zu preisen, die keine Kinder haben, die nicht geboren und nicht genährt haben.

Cardenal dazu:

Er sah den Zustand der Unterdrückung, in dem die Welt damals war, und er sah, dass die Befreiung nicht leicht sein würde, dass es noch lange Zeit Grausamkeit geben würde, und lange Zeit Leiden. Seinen eigenen Tod hat er akzeptiert, er hat ihn sogar selbst gesucht; und er denkt, sie sollten nicht ihn beklagen, sondern lieber sich selbst und ihre Kinder. Vor allem sieht er die Leiden voraus, die Jerusalem von den Römern widerfahren sollten. Sehr viele junge Männer würden sich erheben und genauso hingerichtet werden wie Jesus. Noch heute existiert die „Klagemauer“, wo die Juden die Zerstörung Jerusalems beweinen.

Es folgt die Stelle vom grünen und vom dünnen Holz:

Denn wenn sie dies alles mit dem grünen Holz tun, was wird dann erst mit dem dünnen geschehen?

Die Stelle löst einen spontanen Protest aus - natürlich bei Laureano:

- Das ist eine Beleidigung!
- Warum meinst du das, Laureano?
- Es ist eine Beleidigung, wenn er sagt, sie wären dürr und er grün.

Darauf sagt nach einer Weile angeregter Auseinandersetzung schliesslich Cardenal:

In der letzten Zeit hat man diese Stelle folgendermassen interpretiert: Wenn ihm, der ein Pazifist war, dies alles geschieht, was wird dann erst mit den Söhnen dieser Frauen geschehen, die bald zur Gewalt greifen werden, um sich gegen die Römer zu erheben? „Wenn sie mich, der nie Waffen benutzt hat, als einen Aufständischen verurteilen, was werden sie dann erst mit euren Söhnen tun?“

Später fügt er noch hinzu:

Er gibt damit zu verstehen, dass sein Tod, obwohl er kein Zelote ist und keine Waffen gebraucht hat, eine Hinrichtung aus politischen Gründen ist und dass er als Aufständischer verurteilt wurde. Aber viele Jahrhunderte hindurch hat man diesen politischen Charakter der Verurteilung Jesu einfach übersehen.

Für mich gibt es da eigentlich nichts mehr zu kommentieren. Nur noch eine Feststellung: Die „Epistel an Monsignore Casadàliga“, zu dem das Evangelium von Solentiname auch schon in portugisischer Uebersetzung (von der Cardenal gar nichts gewusst hatte) gelangt war, kann alles in wenige Verse verdichten, die sich letztlich wohl der gemeinsamen Rede von Gott mit den Bauern von Solentiname verdanken. Sie seien darum hier noch einmal erinnert:

Für die Kommunisten existiert Gott nicht, sondern die Gerechtigkeit.
Für die Christen existiert Gott nicht ohne die Gerechtigkeit.
Monsignore, wir sind subversiv,
eine geheime Nummer auf einer Karte in Gott weiss welchem Archiv,
Nachfolger des schlecht gekleideten Proletariers und Visionärs, des
professionellen Aufwieglers, hingerichtet als Feind des Systems.
Wie Sie wissen, war es eine Folter für die Subversiven,
das Kreuz, für die Politischen, und nicht ein Schmuckstück aus Rubinen
auf der Brust eines Bischofs.

*

Ich habe keine Ahnung, was den Cardenal heute umtreibt, das heisst, ich nehme zur Kenntnis, dass er an seinen kosmischen Gesängen dichtet, und ich habe gehört, dass er sich innerhalb der Zerwürfnisse unter den Sandinisten gegen eine Richtung entschieden hat, ausgetreten ist aus dem, was seinen Vorstellungen offenbar nicht mehr entspricht, und dass er damit vielleicht ein Zeichen setzte, in Widerspruch trat zu dem, was da im Laufe der Zeit und nach einer verlorenen Wahl auch verkam. Que sais-je und was geht es mich an? Es gibt (und wird geben) überprüfbar ein Werk dieses Dichters und es gibt auch die aufgezeichneten Spuren seiner revolutionären und priesterlichen Werke, zum Beispiel das Evangelium von Solentiname und wohl einiges andere mehr. Der Umgang aber mit diesem Werk und den anderen Zeichen seiner Arbeit kann (noch) nicht abgelöst, akademisch interpretierend, historisch sein - für mich wenigstens nicht. Ich kann meine Lektüre von dem allem nicht ohne Trauerarbeit leisten. Ich war 1983 selbst in Lateinamerika, in Kuba und in Bolivien. Ich habe - an beiden Orten - gerade noch mitgekriegt, welches Hoffnungspotenzial in der Möglichkeit der Revolution für die Menschen dort noch drin lag (und auch für einen Europäer wie mich, der diese Latinos gleichsam ein wenig auch für mich hoffen liess!); es war aber dort mit Händen zu greifen, was für eine Rolle die revolutionäre Realität Kubas und Nicaraguas immer noch bedeutete, gerade bei den Manifestationen nach der Zerstörung des Experiments Grenada unter Reagan. Der Backlash war gerade noch nicht so generalisiert wie nach 1989, niemand hatte noch mit dieser grenzenlosen Arroganz und Dummheit ausgesprochen, die Geschichte sei nun zu Ende, zu hoffen gebe es für den ganzen Rest nichts mehr. Cardenal sagt in dem Gedicht „Mystische Vision von den Lettern FSLN“:

Und es gibt Tage an denen wir Zeichen brauchen.
Allein mit unserer Einsamkeit. Wie
die Heilige Teresita, die auf ihrem Sterbebett
plötzlich zweifelte, ob es Gott wirklich gibt.
Da schau ich vom Auto aus zu den grossen Lettern auf
dem Hügel hinauf
und in mir spricht Gott zu mir.
„Siehe, was ich für dich getan habe,
für dein Volk.
Sieh diese Lettern und zweifle nicht an mir, glaube,
kleingläubiger Mensch,
Feigling.“

Das freilich war damals nach dem Sieg über das Somoza-Regime, in den Tagen des Aufbaus eines neuen Nicaraguas. Aber die Situation war damals schon genau gleich ernst: der plötzliche Zweifel, ob es Gott wirklich gibt, den er mit Humor der Heiligen Theresa in die Schuhe schiebt, der kleinen oder der grossen, der von Avila oder der von Lisieux, ist egal, er setzt sie mit ihrem Zweifel in den Diminutiv „Teresita“ - und lässt sich von Gott „Feigling“ schelten. Aber wenn es dieses Volk nicht mehr gibt, nie mehr und nirgends mehr, nie mehr ein Zeichen, worin man als Dichter, oder als Beter, oder als Revolutionär einen zukünftigen Gott der Liebe und der Gerechtigkeit ausmachen kann? Mir scheint, die Texte Cardenals sind so, dass sie einer Lektüre immer noch mindestens diese Trauerarbeit abfordern; und ich lese dann in der Zwischenzeit in einem Riesensbuch wie dem „Cantico Cosmico“, von dem Cardenal als von seinem Hauptwerk spricht, zunächst mal die Weltall-Ferne der Ankunft des sogenannten Reiches Gottes. Das sei ein schwacher Trost. Gut, aber man müsste hier in Europa immer auch gleich noch anfügen, wir brauchen Trost immer noch wesentlich weniger als die, für die ein Cardenal seine Dichtung schreibt. Darin besteht doch wohl nach wie vor der Skandal eines Werks wie desjenigen Ernesto Cardenals, Skandal in diesem alten christlichen Sinn, dass man von ihm nicht absehen kann, den einen ein Aergernis, den andern eine Torheit. In diesem Sinn lohnt ein Blick in den Cantico Cosmico zum Beispiel, in diese Dichtung aus der „Einsamkeit“, in der es irgendeiner Teresita, irgendeinem Ernestito immer wieder fraglich werden kann, „ob es Gott wirklich gibt“.

Im siebten Gesang des Cantico Cosmico steht der Vers: „*Meine mathematischen Metaphern sollen das Leben verteidigen.*“ Ich glaub`s ihm, dem Cardenal, und lese mich, ohne Ahnung von Astrophysik aber gespannt, durch sein Universum hindurch, *sein* Universum, oder wie er es zwei Verse vor dem zitierten nennt: „*Die Tatsache, dass wir in einem Universum voller Sinn leben.*“ Mag sein, ist das mindeste, was man darauf antworten könnte. Und ich stelle fest, wie Cardenal in seinen Cantico alles einbezieht, ganze frühere Textpassagen einbaut, hinein montiert in dieses Ganze, etwa aus seiner vor 1979 entstandenen „Verdichtung und Vision von San José de Costa Rica“, in der er schon die Astrophysik zu *dichten* begann:

Der Kapitalismus wird vorübergehen. Ihr werdet keine
Wertpapierbörse mehr sehen.
- So sicher, wie das Frühjahr auf den Winter folgt ...

...

Und wenn der „letzte besiegte Feind der Tod sein wird“,
dann wird vorher noch der Egoismus besiegt werden.

So verschieden vom heutigen Menschen ist er wie dieser vom Sinanthropus.

Die Konkurrenz verhindert die Kooperation.

Sie schafft Trennung zwischen Mensch und Mensch.

Eine zerissene Menschheit.

Der erste Fisch

starb weil er erstickte. Der erste Fisch, der an Land sprang
war wie der Che.

Doch weitere folgten ihm.

Das also bleibt, der Che, wie der Fisch an der Luft - und die weiteren die folgen - und Lungen haben werden!? Ich stelle weiter fest, dass, immer an ausgezeichneten Stellen, solchen vielleicht, zu denen die sogenannte Christenheit noch wenig zu sagen hatte, die ausserchristlichen Reden von Gott, die Cardenal gesammelt hat, aufscheinen. Dann, besonders erschütternd, dass der „Besuch in Weimar (DDR)“, einer der grossen späten Einzeltexte ebenfalls hineinmontiert ist in diesen gesungenen Kosmos. Dort aber hatte Cardenal die grausige Konfrontation zwischen dem Weimar des späten Goethe und dem endzeitlichen Buchenwald der Nazis festgehalten, den totalen und nie lösbaren Widerspruch zwischen der späten Meinung Goethes, „*dass die Dichtkunst ‚Allgemeingut der Menschheit‘ sei*“, und dem apokalyptischen Zynismus der Nazis „*JEDEM DAS SEINE*“, „*die nur von drinnen gelesen werden konnten, wenn erst die Gitter geschlossen waren.*“ Also auch dieses Letzte drin im Cantico Cosmico mit astrophysischen Vorspann:

Am Anfang:

gab es weder Raum noch Zeit, denn es war vor der Zeit.

Geht das, Ernesto Cardenal, geht das auch noch hinein in das Universum voller Sinn? Immer wieder wird der Anfang beschworen im Cantico. Im ersten Gesang „Der Urknall“, hebst du an:

Am Anfang gab es nichts,

weder Raum

noch Zeit.

Das ganze Universum verdichtet

auf den Raum eines Atomkerns,

und davor noch kleiner, viel kleiner als ein Proton,

und sogar noch kleiner, ein unendlich dichter

mathematischer Punkt.

Und es geschah der Urknall.

Und im zweiten „Das Wort“ heisst es dann:

Am Anfang,

vor der Raum-Zeit,

war das Wort.

Alles, was ist, ist also wahr.

Gedicht.

Im ersten Abschnitt des Evangeliums von Solentiname sagt Felipe, der Bauer und spätere Märtyrer, der einer der Inseln seinen Namen geben wird, nach langem Schweigen zum Johannäischen *Im Anfang war das Wort*:

Christus brachte eine Botschaft von Gott, die sehr wichtig für das ganze Volk war, das soll heissen, dass er das Wort war. Es handelt sich aber nicht um irgendein beliebiges Wort, sondern um ein ernstes Wort, ohne Betrug. Er ist das Wort Gottes, und darum ist es ein wahres Wort. Und dieses Wort kam auf die Welt und blieb dann bei den Menschen.

Man wird wohl warten müssen, bis, an irgendeinem Punkt der Erde, des Kosmos, das wieder so revolutionär und einfach gesagt wird, - und wird wohl in der Zwischenzeit, dass alles, was ist, wahr ist, als das GEDICHT stehen lassen müssen, das Gedicht des Ernesto Cardenal.

La Cadière d'Azur, 18. Oktober 1995